46 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1888
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

# Um Daisy's willen.

Aus dem Amerikanischen, vom Verfasser: „In den Fesseln der Ehre".

Bearbeitet von Sophie Freiin von Zech.

(Fortsetzung.)

„Sie können der Natur nicht gebieten, Daisy ist siebzehn Jahre," sagte der Doktor mit seiner sonoren, angenehmen Stimme. „Es wird nicht mehr lange dauern, so kommt ein Mann, der sie von Ihrer Seite wegführen will."

„Daisy wird nicht gehen, ich bin ihr das Liebste auf der Welt."

„Jetzt noch, aber später nicht mehr."

„Sie quälen mich, Doktor Floyd," sagte Elisabeth, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Wenn ich Daisy verliere, habe ich keinen Lebenszweck mehr."

„Ich will Sie nicht quälen, Elisabeth," antwortete der Doktor sanft „Ich bereite Sie nur auf den natürlichen Lauf der Dinge vor. Glauben Sie denn, ein Mädchen wie Daisy findet keinen Liebhaber?"

„Daisy kümmert sich nicht um Liebhaber, sie hat ihre Blumen, ihre Vögel und ihre Musik. Wir brauchen keine Liebhaber in unserer Einsamkeit."

Um Doktor Floyds Mund spielte ein gutmütiges Spottlächeln.

„Daisy ist noch ein vollständiges Kind für ihr Alter," fuhr Elisabeth eifrig zu sprechen fort. „Sie ist so glücklich, so leicht zu vergnügen, sie wünscht gar nichts anderes, als stets bei ihrer Schwester zu sein, bei der armen Schullehrerin."

„Sie wäre ein undankbares Geschöpf, wenn es nicht so sein würde!" rief der Doktor beinahe heftig. „Daisy weiß, was sie Ihnen verdankt."

„Mit siebzehn Jahren philosophieren wir nicht," entgegnete Elisabeth, „in der Jugend ist man selbstsüchtig."

„Das Gefühl der Dankbarkeit erwarte ich doch bei einem siebzehnjährigen Mädchen. Waren denn Sie selbstsüchtig in früher Jugend, Elisabeth?"

„Es hat nicht jedermann so einen alten Kopf mit zur Welt gebracht als wie ich," scherzte Elisabeth, „übrigens muß ich Daisy das Zeugnis geben, daß sie immer ein liebes, gutes Kind war. — Wäre ich wirklich ihre Mutter, sie könnte nicht anhänglicher und gehorsamer sein."

Während des Gespräches waren der Doktor und Elisabeth an der letzteren kleiner Wohnung angelangt. — Doktor Floyd reichte der Lehrerin die Hand zum Abschied, bevor er seinen dicken Braunen wieder bestieg, um seinen Weg allein fortzusetzen.

„Wann kommen Sie denn, Miß Mayne," fragte er, „um Angela zu besuchen? Sie sind schon lange nicht bei uns gewesen."

„Ich werde wohl kaum vor dem nächsten Samstag Zeit haben," entgegnete Elisabeth, „eine Lehrerin kann sich nicht so viele Festtage gestatten und für mich ist es immer ein Fest, wenn ich einen Nachmittag bei Miß Angela zubringen kann. Grüßen Sie Ihre Schwester schönstens von mir und sagen Sie ihr, daß sie Daisy ungeniert heimschicken soll, wenn sie ihr lästig wird."

3.

„Nun, Schwester, was hast Du zu Deiner Entschuldigung vorzubringen, es ist schon halb vier Uhr?" fragte eine frische jugendliche Stimme in scherzhaft scheltendem Tone, als Elisabeth ihr kleines Heim betrat.

„Ich versuche es gar nicht, mich zu entschuldigen, Daisy," antwortete Elisabeth lächelnd.

„Würde Dir auch nichts helfen. Ich sitze auf der Veranda und warte endlos lange Minuten auf meine gelehrte Schwester, so daß mir fast der Atem ausging."

„Aber nicht die Sprache, wie es scheint," warf Elisabeth ein.

„Nein, zum Glück nicht! Endlich sehe ich meine sonst so pünktliche Schwester ganz langsam und gemächlich, als ob sie von niemand zu Hause erwartet würde, in eifrigem Gespräch mit Doktor Floyd daher wandeln. So macht ihr beide es immer, wenn ihr euch zufällig auf dem Wege trefft, was beiläufig gesagt, wirklich recht oft geschieht. — Ich möchte nur wissen, was ihr beide stets miteinander zu sprechen habt?"

„Ist der Kaffee nun fertig?" fragte Elisabeth statt aller Antwort.

„Ja, schon lange!" rief Daisy und lief hinaus in die Küche, um ihn zu holen, während Elisabeth in dem kleinen Schlafzimmer ihren grauen Mantel und ihre Kapuze ablegte und in das sich nebenan befindliche Wohnzimmer trat. — Dieser letztere Raum war etwas größer und hatte zwei Fenster, dennoch war er nicht sehr hell, denn beide Zimmer wurden durch eine gedeckte Veranda verdunkelt, welche auf drei Seiten das kleine Haus




Traunkirchen. (Mit Text.)

umgab und die freundlichen Sonnenstrahlen abhielt, in die Zimmer zu dringen. Aus dem Wohnzimmer führte eine Glasthüre hinaus auf die Veranda. Obwohl nun dieselbe sich, von außen gesehen, gar nicht übel ausnahm, so wäre es Elisabeth doch lieber gewesen, sie hätte mit Daisy in einem Hause ohne Veranda wohnen dürfen, denn sie liebte Luft und Licht, auch hätte sie der Veranda nicht bedurft, denn der kleine Garten bot Gelegenheit genug, im Freien zu sitzen; aber Lady Avendale, deren Eigentum das Häuschen war, hatte es ihrer Lehrerin zur Wohnung angewiesen und Lady Avendale fand die Veranda entzückend malerisch. Elisabeth durfte natürlich kein Wort dagegen sagen.

Zu ebener Erde wohnte noch Mr. Miller, ein alter in Pension gesetzter Diener des Hauses Avendale, und seine ebenso alte Gattin, ein paar schlichte gutmütige Leute, welche die beiden Schwestern tief in ihr Herz geschlossen hatten. Daisy verplauderte manche halbe Stunde bei der alten stets freundlichen Mrs. Miller.

„Ich hatte große Lust, mein Vesperbrot einstweilen allein zu verzehren," sagte Daisy, die eben mit dem Kaffeebrett in das Zimmer trat, „denn ich bin sehr hungrig, obwohl mich Miß Angela, bei der ich ein Stündchen zubrachte, mit Milch und Zwieback bewirtet hat."

„Nun, so wollen wir uns unverzüglich an den Kaffeetisch setzen," sagte Elisabeth lächelnd. „Wer gab Dir diese schönen Blumen dort auf der Kommode?" fragte sie während des Kaffeetrinkens. „Ich habe sie bei meinem Eintritt in das Zimmer gleich bemerkt."

„O diese dort? Ich vergaß es, Dir zu sagen, daß Pamela hier war und die Blumen für Dich hiergelassen hat. Nicht wahr, diese weißen Kamelien sind herrlich? Sie sind aus dem Treibhause von Favor-Royal."

„In der That, die Kamelien sind wundervoll," antwortete Elisabeth, „aber jene Blumen liebe ich fast noch mehr, es sind einfache, ungekünstelte Kinder der Natur."

Elisabeth zeigte auf einen Büschel Primeln, der in einer altmodischen Vase auf dem breiten Fensterbrett stand.

„Was wollte Pamela hier?" fragte Elisabeth.

„Nun, sie kam eben, um mich zu besuchen. Sie bedauerte, daß sie noch gar nichts von mir gesehen habe seit ihrer Heimkunft von Deutschland, wo sie bei Verwandten zu Gast war."

„Das ist Pamelas eigene Schuld," sagte Elisabeth ruhig. „Weshalb ist sie nicht früher gekommen."

„Ja, aber ich kann ihr deshalb nicht zürnen. Sie haben so viele Besuche gehabt in Favor-Royal und auch jetzt ist das Schloß noch ganz voll. Pamela soll jeden Donnerstag Klavierstunden bekommen von Mr. Loomer, dem berühmtesten Lehrer Londons, der jede Woche auf einen ganzen Tag nach Favor-Royal kommt, um Pamela und ihren beiden jüngeren Schwestern Unterricht zu erteilen. Pamela braucht sich nur noch zu vervollkommnen, sie spielt eigentlich schon ganz schön, viel besser wie ich."

„Du hast auch nur von dem Organisten unseres Dorfes Stunden gehabt, der wahrlich kein Meister ist, während Pamela im Londoner Pensionat schon mehrere Jahre den Unterricht Mr. Loomers genoß. Pamela kann sich nach Herzenslust üben, sie kann Stunden lang Klavier spielen, was Du nicht kannst, mein Liebling, Du bist ja meine kleine Haushälterin. Hättest Du nicht so viel Talent, Du wärest nicht so weit, wie Du bist, dazu kommt noch, daß wir ein altes schlechtes Instrument haben."

„Einen wahren Rumpelkasten!" rief Daisy. „Sieh nur, Elsie, nimmt sich unser Klavier dort an der Wand nicht wie ein alter Großvater aus?"

Elisabeth lächelte etwas trübe. „Wie gerne würde ich Dir ein anderes kaufen, wenn ich die Mittel hätte," sagte sie.

„Das weiß ich," antwortete Daisy warm. „Mache Dir darüber keine Sorgen, Du gute, ewig sorgenvolle Schwester. Ich will Dir nur sagen, daß Pamela wünscht, ich soll alle Donnerstage in Favor-Royal zubringen und an ihren Klavierstunden teilnehmen. Wir spielen dann unter Mr. Loomers Leitung zusammen vierhändig auf Pamelas prachtvollem Flügel. Lady Avendale ist damit einverstanden. Sie hat erst kürzlich eine neue Gouvernante für Pamelas jüngere Schwestern, Arabella und Marion engagiert, eine Pariserin, und da meint Lady Avendale, ich solle nur recht oft nach Favor-Royal kommen, um mich mit ihren Töchtern im Französischsprechen zu üben. Du hast doch nichts dagegen, Elisabeth?"

„Nein, gewiß nicht, Lady Avendale ist sehr gütig gegen Dich. Du wirst viel Vergnügen in Favor-Royal haben."

„Und auch vielen Nutzen," sagte Daisy. „Du behauptest, ich habe Talent zur Musik, wenn ich es ausbilde, kann ich Klavierstunden geben und mich selbst ernähren. Ich muß dann nicht ganz und gar Dir zur Last fallen."

„Ich sagte Dir schon oft, Daisy, daß ich nicht will, daß auch Du die Mühsal des Unterrichterteilens schon auf Dich nehmen sollst. Ich bin es jetzt gewöhnt und es ist meine einzige Freude, für Dich zu sorgen, Du mußt sie mir nicht rauben. Ueberdies, wem wolltest Du denn in unserem Dorfe Klavierstunden erteilen? Du müßtest Dich also von mir trennen und das wirst Du hoffentlich nicht wünschen, Daisy?"

„Nein, niemals!" rief Daisy, vom Kaffeetisch aufspringend und Elisabeth um den Hals fallend. „Ich will immer bei Dir bleiben, aber in einsamen Stunden träume ich mich hinaus in die weite weite Welt, natürlich immer in Deiner Gesellschaft. Ich versetze mich im Geiste in große Städte und in wundervolle Gegenden, wie man solche auf Bildern sieht. Dann überkommt mich eine Sehnsucht in die Ferne und unser kleines Dorf wird mir zu enge. Nun, wir werden auch nicht für Lebenszeit hier sitzen bleiben, ich bilde mir ein, daß ich zu einem recht wechselvollen Leben bestimmt bin."

Daisy's blaue strahlende Augen blickten bei diesen Worten träumerisch zum geöffneten Fenster hinaus in die Ferne.

Elisabeth sah erstaunt, beinahe erschrocken auf das Kind, wie Daisy hartnäckig von ihr tituliert wurde. Die Worte Doktor Floyds fielen ihr ein. „Können Sie der Natur gebieten?"

Daisy war kein Kind mehr, das wurde ihr in diesem Augenblick klar. Sie forderte ihr Recht am Leben. War es nicht selbstsüchtig von ihr, sie hier zurückzuhalten? Wenn Daisy schön Klavier spielte und französisch sprach, in allen anderen Fächern war sie von Elisabeth gründlich unterrichtet, so konnte sie im Ausland eine Stelle als Erzieherin annehmen und sich eine selbständige Existenz gründen. Vielleicht würde sie auch ihr Glück in der Ferne finden? Oder auch ihr Unglück? —

Elisabeths Herz zog sich ängstlich zusammen, wenn sie an die Gefahren dachte, denen ein junges, reizendes und so unerfahrenes Geschöpf wie Daisy allein und schutzlos in der Welt ausgesetzt ist und die so manche Eltern gar nicht überlegen, wenn sie ihre jungen, kaum aus dem Erziehungsinstitut entlassenen Töchter hinausziehen lassen in fremde Länder.

„Nein! Nein!" rief es mit tausend Stimmen in Elisabeths Herzen, „ich sterbe, wenn ich mich von ihr trennen muß. Ihre Zukunft ist eigentlich auch gesichert. Sie kann später meine Stelle als Lehrerin an der Schule übernehmen."

Eine innere Stimme sagte ihr aber, daß Daisy's lebhafte, lebenslustige Natur nicht zur Dorfschullehrerin passen würde, selbst nicht in späteren Jahren, sie würde verkümmern und sich unglücklich fühlen.

„Daisy," sagte Elisabeth nach einigen Minuten des Schweigens. „Erzähle mir doch noch mehr von Pamela. Hat es ihr in Deutschland bei ihren Verwandten gut gefallen?"

„O sehr gut. Sie sagte mir, daß sie weiter keinen Wunsch gehabt habe, als daß ich bei ihr gewesen wäre. Pamela brachte einen reizenden Strohhut von Wien mit, so einfach und zierlich, nur mit einem Kranz Margarethenblümchen. Denke nur, Elsie, sie hat mir den nämlichen mitgebracht."

„Das ist sehr freundlich von Pamela. Wann sollen denn die Klavierstunden beginnen?"

„Heute über acht Tagen. Ich soll jeden Donnerstag schon vormittags nach Favor-Royal kommen und bis abends dortbleiben. Pamela hat mich aber gebeten, den morgigen Tag auch bei ihr zuzubringen und meinen Hut mit nach Hause zu nehmen. Ich würde sehr gerne hingehen, dennoch habe ich nicht fest zugesagt, denn erstens: wer bereitet Dein Essen, wenn Du aus der Schule kommst? und zweitens ist mein neues Kleid noch nicht fertig."

„Um mein Mittagessen kümmere Dich nicht," sagte Elisabeth mit freundlichem Lächeln, „Mrs. Miller ist schon so freundlich, für mich zu sorgen, sie wird es in Zukunft alle Donnerstage thun. Dein neues Kleid kann heute noch fertig gemacht werden. Du kannst getrost morgen nach Favor-Royal gehen."

Niemand konnte Daisy's Gesicht sehen, ohne von dessen unschuldigem Reiz entzückt zu sein. Daisy war keine klassische Schönheit, aber sie war die verkörperte Grazie, sie glich einer frischen Rosenknospe.

„Aber Du sollst jetzt nicht mehr nähen, Elsie," sagte Daisy, „Du sollst mit mir in den Wald gehen, um den Staub und die Spinnweben aus Deinem Kopf zu schütteln, die sich in Deiner alten Schule darin ansammeln."

„Deswegen werde ich doch noch Zeit finden, Dein Kleid fertig zu machen, wenn wir auch ein wenig spazieren gehen."

„O nein, denn Miß Angela läßt Dich bitten, heute abend mit mir nach Evenwood zu kommen und den Thee bei ihr zu trinken. Das kannst Du der armen lahmen Angela nicht abschlagen. Sie möchte Dir gerne die Photographien zeigen von ihrer in Rom verheirateten Schwester und deren Kindern. Niedliche kleine Dinger! Dann auch noch Ansichten von italienischen Städten. Wie interessant müssen diese italienischen Städte sein! Ich habe diese Bilder alle schon besehen. Ach, Elsie, ich möchte eine weite Reise machen!"

„Wenn ich der Einladung Miß Angelas folgen will," sagte Elisabeth, den Sehnsuchtsausruf Daisy's nicht beachtend, „so müssen wir uns jetzt gleich an die Näharbeit machen, ein Abend bei Angela ist mir auch lieber als eine Wanderung durch den Wald. Es ist nicht mehr so viel an Deinem neuen Kleid zu thun."

„Aber ich könnte ja auch mein braunes Merinokleid anziehen," warf Daisy ein. „Weshalb sollst Du Dich so plagen?"

„Nein, Daisy, Du sagtest mir ja vorhin, daß in Favor-Royal noch viele Gäste sind, Du kannst daher nicht in einem alten Kleide dort erscheinen, das würde Lady Avendale mißfallen, welche die dunklen Kleider an der Jugend nicht gerne sieht. Trage das Kaffeegeschirr in die Küche, Daisy, und bis Du es gereinigt hast, bin ich schon weit an Deinem Kleid; wenn Du wieder hereinkommst, kannst Du auch ein wenig helfen."

„Du bist eine alte, eigensinnige Elisabeth, der man nachgeben muß," sagte Daisy mit leichtem Schmollen. Es war ihr jedoch nicht ernst da-

mit, denn der Gedanke, morgen ihr neues Kleid anlegen zu können, war ein sehr angenehmer. Sie leistete daher, ohne weiter zu widersprechen, dem schwesterlichen Befehl Folge.

Elisabeth aber rückte den Tisch unter die geöffnete Glasthüre, holte aus einer kleinen Kammer neben dem Wohnzimmer das angefangene Kleid von schönem reichem luisenblauen Wollenstoff und begann eifrig zu nähen.

Das, was vorhin Elisabeth behauptet, daß Lady Avendale die dunklen Kleider an jungen Mädchen in Gesellschaft nicht leiden könne, war allerdings die Wahrheit. Sie fand die dunklen Kleider nicht poetisch und nicht malerisch. Lady Avendale schwärmte für Malerei, Poesie und überhaupt für alle schönen Künste. Sie war im Grunde eine herzensgute Dame, aber sie gefiel sich darin, den poetischen, hochangelegten Geist zu spielen. Alles mußte bei ihr einen gewissen poetischen Schwung haben. Die ganze Einrichtung in Favor-Royal zeigte diesen Schwung, der jedoch gar nicht zur häuslichen Bequemlichkeit ihres Gatten beitrug. Lord Avendale war das gerade Gegenteil seiner Frau, ein nüchterner, vernünftiger Mann. Er hätte wohl gewünscht, seine hübsche achtzehnjährige Tochter Pamela und deren jüngere Schwestern bei Gelegenheit von gesellschaftlichen Zusammenkünften in etwas weniger malerischen Anzügen zu sehen, aber der Lord schien von dem Grundsatz auszugehen, daß der Klügere nachgibt, oder ein gutes Teil Phlegma zu besitzen, er fügte sich geduldig und lachend den Schrullen seiner Gattin, im Falle sie ihn nicht allzusehr genierten, geduldiger wie Pamela, welche, je mehr sie herangewachsen, immer heftiger gegen ihre rubinroten und meergrünen Gewänder und ihre aufgelösten, lange herabwallenden Haare protestiert hatte, ein kleiner häuslicher Krieg, der noch immer fortgesetzt wurde und wobei Pamela seit einiger Zeit ihre Schwestern Arabella und Marion als Bundesgenossinnen hatte. Auch die Privatschule, welche Lady Avendale gegründet, sollte einen gewissen poetischen Schwung haben und Elisabeth fand es oft recht schwer, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Der graue Wollenanzug und die schwarze Schürze, welche die Lehrerin stets während der Schulstunden tragen mußte und welche ein Mittelding waren zwischen dem Anzug einer Nonne und demjenigen einer Krankenhauspflegerin, waren wie schon erwähnt, ebenfalls eine Laune Lady Avendale's. Diese graue Einfachheit sollte sinnbildlich den Ernst der Wissenschaft vorstellen und müsse, wie Lady Avendale meinte, einen tiefen Eindruck auf die flatterhaften Gemüter der Dorfkinder machen.

„Wer ist denn eigentlich zu Besuch in Favor-Royal,“ fragte Elisabeth, als Daisy, nachdem sie ihre Küchengeschäfte beendet, sich zur Näharbeit neben ihre Schwester gesetzt hatte.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Daisy. „Einige Verwandte und ein Kapitän Treherne.“

„Treherne?“ wiederholte Elisabeth, die Nadel sinken lassend.

„Ja, ich glaube, wenigstens so nannte ihn Pamela. Ich möchte wissen, ob es unser weitläufiger Verwandter Charles Treherne ist, Dein besonderer Freund, Elisabeth. Pamela weiß seinen Taufnamen nicht. Ich glaube aber beinahe, daß er es ist, denn er kommt von Indien und Charlie ging vor sieben Jahren nach Indien. Nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Elisabeth und beugte sich tief auf ihre Arbeit, um ihr Erröten zu verbergen, denn das Blut war ihr heiß zu Kopf gestiegen.

Daisy bemerkte dies nicht und plauderte harmlos weiter. Sie hatte keine Ahnung von dem, was im Herzen Elisabeths vorging. „Treherne kam erst gestern in Favor-Royal an,“ sagte Daisy. „Er ist, wie mir Pamela erzählte, der Sohn eines Freundes ihres Papas und war schon einmal als ganz junger Mensch, eigentlich als Knabe, bei den Avendale's zu Besuch. Sprach er niemals mit Dir von Favor-Royal?“

„Ich erinnere mich nicht,“ antwortete Elisabeth mechanisch. Sie dachte bei sich, ob Charlie sie wohl sogleich erkennen würde, wenn er ihr zufällig begegnete, und ob er sich des Abschieds am Meeresstrande noch erinnern würde. Sie hatte diese Stunde nicht vergessen mit ihrem heißen bitteren Weh.

„Wenn ich morgen diesen Kapitän Treherne sehe,“ fuhr Daisy fort, „so bin ich begierig, wie er jetzt aussieht. Schon sehr alt wahrscheinlich. — Mich wird er nicht erkennen, denn ich war damals bei Tante Arkwright noch ein Kind und jetzt bin ich ein erwachsenes Mädchen. Würdest Du Dich nicht freuen, ihn wiederzusehen, Elsie?“

„Nein,“ sagte Elisabeth, „ich würde gerade nicht wünschen, mit ihm zusammenzutreffen.“

„Warum denn nicht?“

„Ich will keinen Menschen begegnen, die ich aus früheren Zeiten kenne.“

„Ich sehe nicht ein, weshalb, Elisabeth?“

„Weil ich nicht weiß, ob die Leute, welche einst Elisabeth Mayne, die Oberstentochter, kannten, Elisabeth Mayne, die Dorfschullehrerin, noch kennen wollen. Ich brauche niemanden wie Dich, Daisy, zu meinem Glücke.“

„Liebe Elisabeth!“ rief Daisy, die Schwester zärtlich umarmend.

„Du zerknitterst den Stoff durch Deine stürmische Umarmung,“ sagte Elisabeth, sich lächelnd losmachend. „Laß uns fleißig weiternähen, damit wir fertig werden und rechtzeitig zu Angela kommen.“

Daisy griff wieder zur Nadel. Ihr lebhafter Geist ließ sie aber keine fünf Minuten stille sein.

„Höre, Elisabeth,“ begann sie aufs neue das Gespräch, „Pamela sagte mir, daß die Schule zur Prüfung mit Kränzen und Blumen dekoriert werden soll. Sie und ihre Schwestern wollen Kränze winden, und ich soll auch dabei helfen. Lady Avendale will ein sinnreiches Motto dichten, welches über der Thüre des Prüfungssaales aufgehängt wird, das aber natürlich die Landleute nicht verstehen. Der ganze Saal soll aussehen wie ein Frühlingsgarten.“

Elisabeth hörte gar nicht auf Daisy's Geplauder. Mechanisch nähte sie weiter, Stich für Stich. Ihr Gesicht sah verstört aus, aufgerüttelt aus der steinernen Ruhe, die sich seit Jahren darauf gelagert hatte. Weshalb mußte Charles hieherkommen und ihren mühsam erkämpften Frieden stören? Ob er sie wohl gänzlich vergessen hat? Sieben Jahre ist eine lange Zeit. — Sie wird es nicht nötig haben, ihm auszuweichen, denn sicher ist sie ihm gleichgültig geworden, er wird sie nicht mehr zum Weibe begehren, vielleicht ist er schon verheiratet. Es ist wahrscheinlich, daß er ihr noch zürnt und keinen Gruß für sie hat, wenn sie ihm begegnet.

„Elisabeth, Du siehst ja völlig geistesabwesend aus,“ bemerkte Daisy. „Du denkst gewiß wieder an die alte langweilige Schule, oder hast Du Kopfweh?“

„Nein, Daisy, ich habe kein Kopfweh.“

„Nun dann sind Deine Gedanken bei diesem abscheulichen Mr. Treherne. Weißt Du, Elsie, daß ich mir als Kind einbildete, er wolle Dich heiraten und von mir wegführen? Ich sagte aber kein Wort davon. Deshalb haßte ich ihn. Er mißgönnte mir Deine Liebe und nannte mich stets einen verwöhnten Fratzen. Ich glaube, ich hasse ihn noch.“

„O pfui, Daisy, das ist nicht edel, ich würde keinen Freund von Dir hassen.“

„Aber ich habe keinen Freund,“ sagte Daisy lachend. „Da sieh einmal hinunter auf die Straße, da unten reitet ein Freund von Dir vorbei, der zehn Charles Treherne wert ist.“

Elisabeth hob unwillkürlich den Kopf und blickte auf die stille Dorfstraße. Der Doktor ritt auf seinem Braunen vorüber und grüßte freundlich zu den Schwestern hinauf.

„Der Doktor reitet nie vorbei, ohne alle Fenster unseres Häuschens zu inspizieren,“ bemerkte Daisy. „Ich mag den Doktor gerne und ich begreife nicht, weshalb Du ihn nicht magst.“

„Aber ich mag ihn ja!“

„Nicht so, wie ich meine.“

„Liebe Daisy, der Doktor und ich, wir sind übereingekommen, die besten Freunde zu bleiben. Alles andere ist vorüber. Doktor Floyd will nichts weiter mehr von mir.“

„Will er nicht?“ fragte Daisy lächelnd und sehr ungläubig aussehend. „Nun, ich weiß nicht,“ fügte sie achselzuckend bei, „Miß Angela spricht nichts darüber, aber ich beneide Dich, Elsie, daß Du solch einen edlen Mann zum Freund hast.“

4.

„Ich hatte soeben einen Besuch,“ sagte Miß Angela, als die Schwestern des Abends in das Wohnzimmer in Evenwood traten.

„Einen Besuch?“ fragte Daisy neugierig.

„Ja,“ antwortete Angela, „einen militärischen Besuch.“

„O dann weiß ich, wer bei Ihnen war!“ rief Daisy lachend, „Mr. Treherne!“

„Kapitän Treherne, wenn ich bitten darf. Aber wie kannst Du dies wissen, Daisy? Bist Du denn eine Hexe?“

„Keineswegs. Ich weiß, daß ein Marine-Offizier Namens Treherne in Favor-Royal zu Gaste ist, Pamela hat es mir gesagt. Es ist doch nicht anzunehmen, daß noch ein anderer Offizier in unserem Dorfe anwesend ist?“

„Nein, Daisy. Es war wirklich Charlie Treherne, der mich besuchte,“ sagte Angela.

Bei dem Namen „Charlie“ blickten die Schwestern einander an, es war also kein Zweifel mehr über seine Person und Elisabeths Gesicht wurde noch um einen Schatten bleicher.

„Charlie Treherne ist also hier, unser Vetter?“ rief Daisy lebhaft.

„Wie, er ist euer Vetter?“ fragte Angela erstaunt.

„Ja, ein recht weitläufiger. Ich weiß eigentlich den Grad unserer Verwandtschaft gar nicht. Elisabeth kennt den Vetter besser wie ich. Ich war damals noch ein Kind, als er nach Indien ging.“

„So,“ sagte Angela gedehnt und richtete einen aufmerksamen Blick auf Elisabeth, aus deren stillem, ruhigen Gesicht sie aber nichts herauslesen konnte. „Ja, Charlie Treherne war bei mir,“ fuhr Angela fort. „Ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen, damals war er erst sechzehn Jahre alt, als er das erstemal in Favor-Royal zu Besuch war. Wir schlossen große Freundschaft miteinander, obwohl ich zehn Jahre älter wie Charlie bin. Mein Bruder war damals vierundzwanzig Jahre alt und hatte erst vor kurzem seine ärztliche Praxis im Dorfe begonnen. Ich will euch erzählen, wie meine Bekanntschaft mit Charlie sich anknüpfte. Ich saß am offenen Fenster im oberen Stock unseres Hauses, da hier unten der Zimmermaler arbeitete, als ich mein Angorakätzchen bemerkte, welches sich mit seinen langen Haaren in einen Rosenstrauch unseres Gartens verwickelt hatte und von den Dornen nicht loskam. Das kleine dumme Ding miaute jämmerlich. Ich konnte ihm nicht helfen, mein Bruder und unsere beiden Mägde waren nicht zu Hause und ich kann auf meinen beiden Krücken nicht ohne Beistand die Stiege hinabgehen. Da ging zufällig Charlie vorüber. Ich rief ihn an, er befreite mit

freundlicher Gefälligkeit meinen kleinen Liebling aus den Dornen und brachte ihn mir hinauf. Seitdem datiert unsere Freundschaft. Charlie besuchte mich sehr oft und brachte mir zuweilen einen Strauß Waldblumen und schöne Farrenkräuter, sobald er wußte, daß ich solche Dinge liebe und auch nötig habe zu meiner Blumenmalerei nach der Natur. Ich mochte Charlie sehr gerne leiden, er war ein fröhlicher, warmherziger Junge und ist auch als Mann so geblieben. Selbst sein Aeußeres hat sich nicht viel verändert und ich erkannte ihn vorhin sogleich an der Stimme, als er im Vorplatz nach mir fragte. Ich sage euch, meine Lieben, daß ich eine herzliche Freude hatte, ihn wiederzusehen."

Wie im Traum hörte Elisabeth die kleine Erzählung und blickte wie geistesabwesend in das sanfte, schmale Gesicht der Erzählerin.

„Treherne forderte ich auf, zum Thee dazubleiben," fuhr Angela fort, „aber er lehnte es ab, weil man ihn in Favor-Royal um sieben Uhr zu Tisch erwartet. Ich wollte, er hätte Dich gesehen, Daisy, auf allen seinen Reisen ist ihm gewiß noch nichts so Häßliches vorgekommen."

Angela lächelte Daisy freundlich an bei diesen scherzenden Worten.

„Was mich betrifft, ich kann es erwarten, Charlie wiederzusehen," bemerkte Daisy etwas schnippisch.

„Ei! So stolz! Sieh einmal an," erwiderte Angela ein wenig ärgerlich. „Du brauchst Dein Näschen nicht zu rümpfen, kleines Fräulein, Du darfst froh sein, wenn der Kapitän Dir die Ehre anthut, sich mit Dir zu unterhalten. — Schenke den Thee ein und schwatze keinen Unsinn." —

Es war augenscheinlich, daß Angela wünschte, Treherne und Daisy einander nahe zu bringen. Angela hatte ihre besonderen Gründe. Sie liebte Daisy und gönnte ihr um ihrer selbst willen von Herzen eine glückliche Heirat, aber das Hauptmotiv von Angelas Plan war die Liebe zu ihrem Bruder. Sie wollte Daisy untergebracht wissen, aus dem Wege ihres Bruders und Elisabeths.

„Bleibt Kapitän Treherne lange hier?" fragte Elisabeth.

„Einen oder zwei Monate," antwortete Angela.

„Die Schule wird bald geschlossen," dachte Elisabeth bei sich. „Kann ich nicht mit Daisy alsdann eine kleine Ferienreise machen? Aber Daisys Musikstunden!"

„Daisy," bat Angela, „zeige doch Deiner Schwester meine neuesten Malereien, Du weißt ja, wo ich meinen Kram aufbewahre."



Das Innere von San Lorenzo in Florenz. (Mit Text.)

Daisy öffnete einen kleinen Schrank und entnahm einem Fache desselben einige bemalte Blätter.

„Meinen Sie nicht, Elisabeth, daß ich mich vervollkommne?" fragte Angela. „Dieser Erdbeerbüschel ist mir besonders gelungen."

„Er ist sehr hübsch, sehr natürlich," antwortete Elisabeth mechanisch, das bemalte Blatt näher an das Licht der Lampe haltend.

Angela sah teilnehmend in das bleiche Gesicht ihrer Freundin.

„Was fehlt Ihnen denn?" fragte sie.

„Gar nichts, warum meinen Sie denn, daß mir etwas fehle?"

„Sie sind ganz anders wie sonst und sehen so übel aus. Sie strengen sich zu sehr in der Schule an. Evelyn sagt immer, Sie arbeiten sich noch zu Tode."

Verneinend schüttelte Elisabeth den Kopf, sagte aber nichts.

„Ich denke, Evelyn wird gleich wieder kommen, er war schon zu Hause und wurde noch einmal zu einem kranken Kind gerufen. Mein armer Bruder hat wirklich Tag und Nacht keine Ruhe."

Der Thee war bereits getrunken, die Damen noch mit Ansehen der italienischen Photographien beschäftigt, als der Doktor eintrat.

„Wie müde er aussieht!" dachte Elisabeth.

Daisy sorgte für frischen Thee und Angela bestand darauf, daß ihr Bruder sich in den Lehnstuhl setze.

„Wollen Sie mir nicht etwas singen, Daisy?" fragte der Doktor, nachdem er den Thee getrunken hatte. —

„Sehr gerne," antwortete Daisy freundlich und öffnete das Piano.

Daisy hatte eine ungeschulte, aber glockenreine, frische Stimme und Doktor Floyd lauschte mit Vergnügen, in seinen bequemen Stuhl zurückgelehnt, ihren einfachen Liedern, während Angela und Elisabeth sich leise miteinander unterhielten.

— — — — —

„Nun, Daisy, ich hoffe, Du warst vergnügt," sagte Elisabeth, als ihre Schwester am folgenden Tage spät abends von Favor-Royal heimkam. Pamela hatte ihre Freundin selbst in der Equipage nach Hause gefahren.

„Ach, so vergnügt!" rief Daisy, Elisabeth mit strahlendem Gesicht umarmend. „Ich habe noch nie einen so vergnügten Tag durchlebt!"

„Das freut mich, mein Liebling. Komm aber jetzt herein in das Haus, es ist kühl hier außen und Du bist leicht gekleidet. Ich habe Dir noch ein wenig Thee bereit gehalten, dabei kannst Du mir alles erzählen."

Daisy hatte sehr viel zu erzählen. Es waren lauter so liebenswürdige Leute in Favor-Royal, die alle sehr freundlich mit ihr waren, auch Lady

Avendale selbst, die sie einlud, recht oft nach Favor-Royal zu kommen, weil es sie freute, daß Pamela eine Gefährtin ihres Alters in Daisy gefunden.

„Lady Avendale ist eine sehr gute Dame," sagte Daisy, „wenn sie



Selbstverratenes Liebesgeheimnis.

auch ihre Launen hat. Sie wünscht, Du sollst mich auch zuweilen begleiten nach Favor-Royal, wenn Du Lust hast. Mein blauer Anzug hat ihr sehr gut gefallen, nur meine Frisur fand sie zu schlicht, sie meint, ich solle lange über den Rücken hinabhängende Locken tragen. Denke, Elisabeth, Charlie Treherne hat mich sogleich, als er meinen Namen hörte, mit großer Herzlichkeit als Verwandte begrüßt; er fragte mich, wie es Dir ginge und läßt Dich auch grüßen. Er sagte mir, daß er mich nicht wieder erkannt hätte, wenn er mir irgendwo begegnet wäre. Charlie und ich haben uns vollständig ausgesöhnt, wir haben über unsere alte

Feindschaft herzlich gelacht. Er lehrte mich Dambrettspielen und drohte mir mit verschiedenen Strafen, wenn ich nicht aufpasse, und als ein junger Maler, der ebenfalls zu Gast in Favor-Royal ist, mich bat, ich solle ihm Modell zu einem Genrebild sitzen, wollte Charlie dies nicht gestatten. Wir hatten ein ausgezeichnetes Frühstück und tranken später den Thee im Wintergarten."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Themire.

Von Chr. Kimmich.

(Fortsetzung.)

Ich weiß es nicht, doch hunderttausend Livres würden ihm sicher wieder auf die Beine helfen."

„Und Sie, Madame, wie steht es mit Ihren Finanzen?"

„Ich gebe viel aus und gelte wohl für reich, aber . . ."

Themire seufzte, sie dachte an ihre unbezahlten Rechnungen.

„Ganz vortrefflich. — Es würde also nicht auffallen, wenn Sie plötzlich die Schulden Ihres Vaters bezahlten?"

„Im Gegenteil; — es war dies sogar immer meine Absicht und ich versprach deshalb auch dem Grafen, seine Gattin werden zu wollen."

„Karaibe," rief der Falschmünzer einem stämmigen Burschen zu, der sich unweit von ihnen befand, „rasch einen Geldsack aus dem dritten Gewölbe rechter Hand." Der Aufgeforderte erschien nach kurzer Zeit und rollte auf einem kleinen Wagen das Verlangte herbei.

„Und Ihnen, Madame, darf man Ihnen zum beliebigen Gebrauch auch so ein Säckchen offerieren? — Keine Antwort ist auch eine Antwort; schnell, Karaibe, noch einen Sack. — Lauter falsch Geld das," fuhr der junge Mann fort, als auch der zweite Sack ankam.

„Aber schöner wie das echte," entgegnete der Alte nicht ohne Stolz.

„Nun lassen Sie sich's noch gesagt sein," nahm der junge Falschmünzer wieder das Wort: „Wenn Ihnen einmal die Lust kommt, zu sagen, woher Sie das viele Geld haben, so werden Sie samt Ihrem Vater auf dem Greveplatz gerädert. Seien Sie vorsichtig; die Wände haben bekanntlich Ohren."

Und ehe sich Themire noch von ihrem Staunen erholt hatte, stand eine Leiter da und der Alte forderte sie auf, nunmehr wieder dahin zu gehen, von wo sie gekommen war. Eine Stunde später war alles wieder in der früheren Ordnung. Außerordentlich rührige Hände hatten den eingebrochenen Boden wieder eingesetzt, wobei sich zeigte, daß der Schaden kein so großer war, als es anfänglich schien; es war nur der kleinere Teil des Zimmers eingebrochen. Der junge Mann war mit hinaufgestiegen; er brachte das Zimmer wieder mit in Ordnung.

„Haben Sie Dienerschaft im Hause?" fragte er.

„Nur ein Mädchen und diese scheint geschlafen zu haben und noch zu schlafen."

„Das ist als ein Glück zu betrachten. — Bitte, sehen Sie doch einmal nach, ob dem so ist."

Themire entfernte sich, um nach einigen Minuten wieder zu kommen.

„Das Mädchen hat einen gesunden Schlaf," sagte sie, „sie ist nicht erwacht."

„Schön," sagte der Mann und fuhr dann, sich im Zimmer umsehend, fort: „Sie sind recht hübsch und geschmackvoll eingerichtet, doch muß ich gestehen, daß mir Frau von Florigni's Einrichtung noch besser gefällt. Ihr Haus ist ein wahrer Tempel; das von Fräulein Tenais aber ist noch reicher, wenn auch mit weniger Geschmack ausgestattet."

Themire kam aus dem Staunen noch immer nicht heraus; der Mann war ja bei den Modedamen trotz dem Herzog von Richelieu bekannt; er war ihr immer mehr ein Rätsel.

„Nun aber guten Morgen, Madame. Der Tag beginnt zu grauen und meine längere Anwesenheit könnte Ihnen lästig und mir gefährlich werden." Der Falschmünzer trat an das geöffnete Fenster, sah hinunter in den Garten und maß mit einem Blicke die Entfernung, die ihn vom Boden trennte, dann sprang er mit einem kühnen Satze ins Freie. Themire sah ihn über die nächste Planke eines Gemüsegartens steigen, dann tauchte er noch einigemale im Zwielicht des anbrechenden Tages auf Planken und Staketen auf, um dann spurlos zu verschwinden. Themire aber warf sich in denselben Sessel, in dem sie vor einigen Stunden die Fahrt nach der Falschmünzerwerkstätte angetreten hatte und fiel bald, ermüdet wie sie war, in tiefen Schlummer. —

Die Projekte des dänischen Grafen Faab, von denen bereits weiter oben die Rede war, waren im Grunde so romantisch nicht, wie sie auf den ersten Blick scheinen mochten. Sein Plan zielte zwar auf nichts Geringeres, als den Engländern ihre Besitzungen in Ostindien zu entreißen; doch darf hiebei nicht vergessen werden, daß die Briten im Jahre 1730 in Ostindien noch nicht so fest im Bügel saßen als jetzt, anderthalbhundert Jahre später. — Noch sehr jung von dem Kopenhagener Hofe zum Gouverneur der dänischen Niederlassungen in Ostindien ernannt, hatte er sich an Ort und Stelle von der Verhaßtheit der Engländer überzeugt, hatte bald herausgefunden, daß ihre ganze Herrschaft zur Zeit nur noch ein Kartenhaus sei und sich zugleich genau von den Geld- und Streitkräften der einheimischen Fürsten, die sich mit der Oberherrschaft der Engländer durchaus nicht einverstanden erklärten, überzeugt. Es fehlte, meinte der Graf, nur an dem ersten Anstoß und an einem mit der neuesten Kriegskunst erfahrenen tüchtigen Manne, um die Briten auf den Sand zu setzen. Da nun aber die Franzosen in Ostindien stets die größten und stärksten Nebenbuhler der Engländer waren, so beschloß er, sich an Frankreich zu wenden und mit dessen Hilfe den entscheidenden Schlag auszuführen. Um für seine Person nicht zu kurz zu kommen, hatte er sich für alle Fälle die Oberherrschaft in Indien vorbehalten und er glaubte sich zum Tragen einer Krone um so mehr berechtigt, als man allgemein wissen wollte, die Grafen Faab seien eigentlich die Nachkommen eines alten Herrschergeschlechts. Zum raschen Handeln drängte ihn nicht allein die Zeit, denn sein Urlaub war bald zu Ende, sondern auch die sich mehr und mehr steigernde Geldnot. Er hatte Themire einst in einer Gesellschaft gesehen, als deren Vater noch für einen der reichsten Finanziers galt und hatte sich von deren Schönheit und unvergleichlichen Anmut angezogen gefühlt. Als dann der Alte Bankerott machte, bot er dem hilflos dastehenden, mütterlicherseits verwaisten Mädchen eine Unterkunft in dem oben genannten Häuschen an und diese nahm das Anerbieten arglos an. Sie erlaubte ihm, täglich einen Besuch bei ihr abzustatten, Geschenke mitzubringen und ihre Hand zu küssen; einer weiteren Gunst aber konnte sich der junge Mann nicht rühmen. Die Einrichtung des Häuschens und die zahlreichen Geschenke, die er der Geliebten machte, hatten seine Finanzen für den Augenblick derart ruiniert, daß er ernstlich darauf sinnen mußte, den längst gehegten Plan nunmehr zur Ausführung zu bringen, vor allem aber, sich hiezu die nötigen Mittel zu verschaffen. Es war am andern Mittag, als der Graf wieder in das kleine Häuschen schlüpfte. Er fand Themire wieder am Fenster sitzen und hinausblicken in die lachende, blühende Gartenlandschaft. Diesmal aber wurde er nicht so sehnsüchtig erwartet wie sonst; das junge Mädchen hatte zu denken genug an dem in letzter Nacht Vorgefallenen. Fast unangenehm wurde sie deshalb von seiner Ankunft überrascht, umsomehr, als dieser in der seligsten Weinlaune wie eine Bombe vor ihr in den nächsten Sessel fiel. Sie hatte ihn noch nie in einem ähnlichen Zustand gesehen; ein leiser Schauer überlief sie und sie rückte unwillkürlich weiter von ihm fort.

„Bis an den hellen Mittag hat also der große Empfang beim schwedischen Gesandten gewährt?" fragte sie, halb abgewandt.

„Teure Freundin," antwortete der Graf mit unsicherer Stimme, „das Frühstück war nicht beim Gesandten, sondern bei einem jungen Unbekannten, den ich bei dem Empfange traf und dessen Bekanntschaft ich machte. — Aber was für ein Frühstück und welches Haus," fuhr der Graf in bester Laune fort, indem er mit der Zunge schnalzte, „so etwas bringt doch nur ein Franzose zu stande, den Ruhm muß man der Grande Nation lassen."

„Und was gab Ihnen der schwedische Gesandte für einen Bescheid in der bewußten Eroberungsangelegenheit?" fragte Themire gespannt.

„Sie meinen, teure Freundin, von wegen der schönen Gräfin von Hijar?"

Themire blickte den Sprechenden an, wie einen, der plötzlich irre redet.

„Ach so, verzeihen Sie, was schwatze ich auch für dummes Zeug!" er wollte ihre Hand ergreifen, doch sie entriß sie ihm. „Was er wegen unserem zukünftigen Königreich sagte?" fuhr er fort. „Eigentlich nichts, denn er ließ mich gar nicht zu Wort kommen."

„So ist auf seine Mitwirkung nicht zu rechnen?"

„Ich glaube nicht. Es ist mir auch ganz einerlei; machen wir's wie die andern: Lassen wir denjenigen Ruhm und Ehre, die sonst nichts auf der Welt haben und behalten für uns das Vergnügen, das lustige Leben. — Der Champagner soll leben!"

„So ward ich diese Nacht entthront und gestern erst gekrönt? — So schlimm ging man noch mit keiner Fürstin um," entgegnete Themire, ihre Enttäuschung und ihren Aerger mit einem Scherze maskierend.

„Bah, Sie sollen *meine* Königin, *meine* Fürstin sein, Themire; ist Ihnen das nicht genug? — Heute abend wird im Garten Soubise ein glänzendes Fest gefeiert, ich lade Sie ein, mitzugehen, Sie werden die Königin aller Anwesenden sein."

„Und Ihre Getreuen, die Sie auf Malta erwarten?"

„Mögen warten oder hinziehen, ganz nach ihrem Gutdünken!"

Das war dem jungen Mädchen zu viel. Sie hatte an dem Grafen Faab gerade diese kühne Romantik, dieses Streben nach einer Krone geliebt und nun plötzlich diese Frivolität in einer Sache, die sie begeistert hatte. Aus dem ritterlichen, mutigen, vor keinem Hindernis zurückschreckenden Grafen war in einer Nacht ein Roué geworden.

„Ich traute Ihnen Ehrgeiz genug zu, mein Herr, um eine Königskrone zu ringen, und nun reden Sie wie ein gemeiner Strauchdieb. Thun Sie, was Sie nicht lassen können, doch merken Sie sich das eine: Seine Freunde und Kampfgenossen, Männer, die bereit sind, für uns Gut und Blut zu opfern, im Stiche zu lassen, das nennt man bei uns Feigheit, Niederträchtigkeit. Sind jene kühnen Abenteurer nicht Ihre Freunde, so sind sie doch Ihre Leute und wenn man in Frankreich seine Leute entläßt, so bezahlt man sie. Laden Sie wenigstens diesen Schimpf nicht auf sich . . . zahlen Sie!" rief Themire in wilder Erregung, trat rasch an einen Schrank, riß dessen Thüre auf und rollte einen der Säcke mit hunderttausend Livres vor die Füße des jungen Herrn. Der Verschluß

des Sackes hatte sich gelöst und die blinkenden Goldstücke rollten über den kostbaren Teppich, der mehr reellen Wert hatte als all das falsche Geld.

„Wie kommen Sie zu dem Golde?“ rief der Graf erstaunt.

„Vielleicht wie Sie zu dem Frühstück,“ entgegnete Themire kurz.

Dem Grafen schien plötzlich ein Gedanke gekommen zu sein. „Bei Gott, ich hab's. Der Herzog von Richelieu hat mir das Geld zur Eroberung Indiens geschickt und ich werde doch noch König,“ rief er aus.

„Der Herzog . . . Ihnen? . . . Nein, Sie irren.“

„Also der Minister?“

„Noch viel weniger.“

„So ist's der Regent selbst! Vom Himmel kann's nicht gekommen sein.“

Themire verstummte, sie dachte an den Rat des jungen Falschmünzers. — Je mehr sich der Graf in den Anblick des Geldes vertiefte, das vor ihm lag, desto mehr griff die sichere Annahme in ihm Platz, der Regent habe es ihm, als geheimer Feind der Briten, zur Ausführung seiner Pläne zugesandt. Dubois, sagte er sich, hat ihn eingeweiht und ihm den Rat zu meiner, wenn auch vorläufig geheimen, Unterstützung gegeben. So erklärte er sich auch Themirens kühne Sprache, der er bereits verziehen hatte. Dieser Lösung des Rätsels gemäß, deren Richtigkeit er keinen Augenblick mehr bezweifelte, beschloß er zu handeln. Er steckte einige der Goldstücke zu sich, ermahnte Themire noch, sich für heute abend zeitig zu rüsten und verabschiedete sich.

Anfangs hatte sich Themire fest vorgenommen, am Abend nicht mit dem Grafen zu gehen, allein sie war eine zu große Freundin jeglichen Vergnügens, um nicht doch schließlich ihrem Vorsatz untreu zu werden. Als der Graf am Abend kam, fand er sie glänzender als je geputzt. Das schwere seidene Kleid hob ihre stolze Gestalt noch mehr hervor und auf dem goldblonden Haar saß die Diamantkrone, die ihr der Graf verehrt hatte.

„Sie sind eine wirkliche Königin, Themire, selbst ohne Reich,“ rief der Eintretende entzückt aus. Das junge Mädchen war nicht unempfänglich gegen diese Huldigung und reichte dem Grafen mit mehr Wärme die Hand, als dieser erwartet haben mochte.

„Was ich Ihnen noch mitteilen wollte,“ fuhr der junge Mann fort, „ich war beim Regenten, bei Monseigneur, beim Fürsten! Das ist einmal ein großherziger Mann! — Raten Sie, mit was er beschäftigt war, als ich bei ihm eintrat.“

„Nun, vielleicht mit Atmen und Verdauen, vielleicht auch mit Lesen.“

„Ha ha; fehl geschossen, mit Falschmünzerei, sag ich Ihnen!“

„Auch der Regent?“ rief Themire erstaunt, biß sich jedoch sofort, verlegen und unwillig über sich selbst, in die Unterlippe.

„Was meinen Sie mit dem: Auch der Regent?“ fragte der Graf und blickte Themire forschend an. — „Ach so, Sie haben wohl auch schon von den vielen falschen Louisdors gehört, die heute ganz Paris verpesten. Schlaue Bursche müssen es übrigens sein, die Verfertiger derselben, aber die Goldstücke des Regenten sind den echten noch ähnlicher wie diese hier. — Lassen Sie sich's erzählen, Themire, wie mir's beim Fürsten ging: Als ich angemeldet war und eingelassen wurde, saß er vor einem kunstreichen Apparat, den einige Männer in Bewegung setzten. Sofort stellte er seine und der Männer Thätigkeit ein, indem er die letzteren mit einem Wink sich entfernen hieß, sich selbst aber mir zuwandte.

„Sie wünschen, mein lieber Graf?“ hatte Monseigneur zu sagen die Gnade.

„Ihnen zu danken für die Unterstützung, die Sie mir zu meinem Vorhaben zuteil werden ließen,“ entgegnete ich.

Monseigneur that, als habe er von der ganzen Sache keine Ahnung und da ich keinen besondern Grund hatte, ihn aus seinem Inkognito herauszulocken, so machte ich ihm nur geheime Andeutungen über den ganzen Plan. „Handeln Sie ganz nach eigenem Ermessen,“ sagte er, „nur seien Sie nicht zu kühn und nicht zu voreilig.“ Ich wollte mich, nochmals für seine Güte dankend, verabschieden, er aber hielt mich zurück. „Sie trafen mich da bei einer sonderbaren Beschäftigung,“ sagte er, „aber es ist eine Schande, wie viel falsches Geld gegenwärtig kursiert. Ich machte mir nun zur Aufgabe, selbst hinter die Geschichte zu kommen und stellte zuerst die Zusammensetzung der falschen Stücke fest. — Besehen Sie sich einmal diese Stücke hier.“ Ich nahm sie in die Hand, holte einige von den Goldstücken heraus, die ich heute mittag bei Ihnen, Themire, mitnahm und verglich sie gegenseitig. „Ich finde keinen Unterschied, Hoheit,“ sagte ich nach der Prüfung. „„Und doch sind diejenigen Stücke falsch, die Sie von mir erhielten; nun aber lassen Sie sehen, wie es mit den Ihrigen steht.““ Er nahm mir eines meiner Goldstücke aus der Hand und spannte es in eine Schraube. Dann goß er eine Flüssigkeit darauf und rieb mit einem kleinen Dinge eine Zeitlang d'rauf hin und her. „„Sie sind falsch,““ rief er plötzlich; „„ich verhafte Sie als Falschmünzer!““ setzte aber sofort lachend hinzu: „„Haben Sie keine Sorge, nur nehmen Sie sich mit dem Gelde in acht, es kursiert außerordentlich viel falsches. — Glücklicherweise,““ fuhr er fort, „„haben wir bereits einige der Verbrecher eingefangen; das Rad wartet bereits ihrer.““

„Aber was ist Ihnen, Themire?“ unterbrach sich der Graf plötzlich selbst, „Sie werden so blaß — Sie sind unwohl — Sie wanken! — Mein Gott, Sie sind krank!“

Themire war in der That blaß geworden, ihr Busen hob sich schwer und langsam, sie drohte umzusinken. „Es ist nichts,“ sagte sie dann, sich gewaltsam beherrschend, „mir war so eng, so bang, das enge Kleid, die schwüle Luft; nur ein Glas Wasser will ich trinken, dann ist's wieder vorüber.“ — Der Graf eilte, das Gewünschte selbst herbeizuschaffen. Themire bedeckte das Gesicht mit den Händen. — „O Gott, was habe ich gethan,“ preßte sie hervor, „und ich konnte doch nicht anders.“

Der Graf kam mit einem Glase frischen Wassers und überreichte es ihr. Sie nahm hastig einen Schluck und das Uebel schien sie verlassen zu haben.

„Das eine nur ist mir unbegreiflich,“ fuhr der Graf fort, als sie sich wieder erholt hatte, „daß das Gold in dem Kasten dort falsch sein soll, da es doch direkt vom Regenten kömmt. — Aber nun lassen Sie uns gehen, die frische Luft wird Ihnen gut bekommen.“ Er reichte Themire den Arm und beide traten ins Freie.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick,“ sagte die junge Dame, „ich habe etwas vergessen,“ und eilte zurück, die Treppe empor. — „Wenn ich heute nacht um zwölf Uhr nicht hier bin,“ raunte sie ihrem Dienstmädchen zu, „so bestelle einen Wagen mit zwei raschen Pferden und komme in den Wald von Senar, erwarte mich an der großen Pyramide, die an der Genfer Straße liegt, und vergiß nicht, alles Geld, das sich in meinem Sekretär, in der kleinen Schatulle befindet, mitzunehmen, auch mein Schmuckkästchen laß nicht zurück. Gute Nacht.“ Sie schritt rasch wieder die Treppe hinab, stieg mit dem Grafen in den bereitstehenden Wagen und fuhr davon.

(Schluß folgt.)

## Kaffee- und Tabaksmonopol unter Friedrich II. von Preußen.

Das Tabaksmonopol wurde 1766 eingeführt, als die Gesellschaft von Kaufleuten, welche diesen Handel anfangs gepachtet hatten, die Pachtsumme nicht zu zahlen vermochte. Es wurde daher eine General-Tabaksverwaltung angeordnet, wobei man eine Menge Invaliden von der Armee anstellte und wovon der König am Ende seiner Regierung einen reinen Ueberschuß von nahezu 2,000,000 Thaler hatte. Ein Jahr später wurde das Kaffeemonopol eingeführt. Die Verfügungen über dieses Lieblingsgetränk des Volkes wurden in der Folge immer drückender und schränkten die natürliche Freiheit mit ungewohnter Strenge ein. Auf die Beschwerden der Halberstädt'schen Ritterschaft, die sich auf ihre Privilegien berief, erklärte der König, daß er selbst in seiner Jugend mit Brotsuppe erzogen worden sei. Im Jahre 1782 verbot er sogar das eigene Brennen des rohen Kaffees und befahl, den von der französischen Regie gebrannten in Büchsen und Pakete gestopften Kaffee zu kaufen. Nur die Adeligen, die Offiziere, die Mitglieder der Landeskollegien und die Geistlichen erhielten Brennscheine und mit ihnen die Erlaubnis, ihren Bedarf selbst zu brennen. Um mögliche Unterschleife zu hindern oder zu bestrafen, wurden besondere „Kaffeeriecher“ angestellt, eine Gattung von Aufpassern, welche die Straßen auf und ab wanderten und an den Thüren und Fenstern rochen, ob irgendwo Kaffee gebrannt worden wäre. Eine solche Maßregel mußte allgemeines Murren veranlassen und das Gefühl jedes Bürgers zur Unzufriedenheit reizen, da er in seinem Hause stündlichen Visitationen ausgesetzt war. Hierzu kam, daß der Regiekaffee schlecht, oft mit fremden Zusätzen gefälscht und außerordentlich teuer war. Dies lockte zum Schleichhandel. Es wurde eine ungeheure Menge Kaffee aus dem Auslande, aller Verbote, aller Strafen ungeachtet, eingebracht, ganze Trupps gesellten sich zu einander, griffen die königlichen Aufpasser an und richteten sie nicht selten übel zu. Viele wurden ergriffen und hart gezüchtigt; aber noch mehr kamen durch und das Konterbandieren nahm so überhand, daß keine menschliche Macht es zu hindern vermochte.

E. König.

## Niß de Bombell.

Nahe der Westsee im Kirchspiele Klanzbüll in Friesland steht ein Bauernhof, Bombüll geheißen. — Zu einer Zeit nun, als die Schweden in Schleswig hausten, wahrscheinlich 1713 unter Steenbock, diente bei dem derzeitigen Hofbesitzer zu Bombüll ein junger kräftiger Bursche, Niß Ipsen mit Namen, und neben ihm das schöne sanfte Gretchen, seine Verlobte. Als Niß Ipsen eines Tages an der Kammer seiner Braut vorüberging, tönte ihm daraus ein Hilferuf entgegen, und als er durch das Fenster blickte, sah er sie mit einem schwedischen Offizier ringen. Wie der Blitz war der Knecht in der Kammer, und ebenso schnell hatte er den Offizier erstochen. Das Leben stand auf dem Spiele, darum flüchtete er sich ohne Aufschub zunächst nach Hamburg und dann nach Amsterdam. Hier angekommen, entging er nur mit Not den Schlingen der sogenannten Seelenverkäufer, und trat als Matrose auf das Schiff eines Ostindienfahrers, mit welchem er mehrere Reisen machte. Später zeichnete er sich in mehreren Seegefechten aus und erschlug persönlich den großen Seeräuber Morgan. Nach solchen Thaten stieg Niß Ipsen von Stufe zu Stufe; er wurde Kapitän eines Kriegsschiffes und endlich sogar zum Admiral in holländischen Diensten ernannt. Inzwischen diente Gretchen immer noch auf dem Hofe zu Bombüll und trauerte um ihren

Bräutigam, dem sie nach wie vor in treuer Liebe anhing, wenngleich sie seit all den Jahren nicht die geringste Nachricht von ihm erhalten. Endlich kam ein Brief; er war von ihrem alten Bräutigam, der ihr folgendermaßen schrieb: „Myn Grethe, As du nog van de Gesynning bist, t' welck du weirst, do ick mit dy taglick op Bombell dende; so kam to my na der Haag und war myn Frow. Ik bin tegenwordig Hollandische Admiral. Nis de Bombell, vormalen Niß Ipsen, dyn getreue Brydigam. Aan myn Greethje." — Zugleich mit diesem Briefe sandte der Admiral eine schmucke Yacht, die ihm die Geliebte zuführen sollte. Gretchen kam nach dem Haag, und wurde dort die glückliche Gattin des Admiral Niß de Bombell, denn so nannte sich jetzt der ehemalige Knecht Niß Ipsen vom Hofe zu Bombüll.

D. Gronen.

## Unsere Bilder.

**Traunkirchen.** In dem an Naturschönheiten so überreichen Salzkammergut nimmt der herrliche Traunsee wahrlich nicht die letzte Stelle ein. Eine Fülle der lieblichsten Landschaften umrahmt seine Ufer. Gmunden, die Hauptstadt des Salzkammergutes, am Nordende des See's gelegen, eignet sich prächtig zu einem längeren Aufenthalt, besonders gegenüber dem steifen Ischler Leben, das demjenigen, welcher in diese herrlichen Berge kommt, um sich von den Anstrengungen der Wintersaison zu erholen, wenig frommt. — Von Gmunden lassen sich mit dem Dampfschiff alle schönen Punkte am Traunsee erreichen. Bis ans Südende des See's fährt das Boot drei Stunden, eine der lohnendsten Touren, welche zu machen auch keiner der diese Gegend besuchenden Fremden versäumt. Ungefähr in der Mitte auf der westlichen Seite des See's, gerade gegenüber dem senkrecht gegen den Wasserspiegel abfallenden Traunstein liegt auf einer vorspringenden Landzunge Traunkirchen, das wir dem Leser im Bilde vorführen. Die ganze Lage des Ortes ist gar lieblich und romantisch und die Gebäude des Ortes, in welchen durch den Fremdenverkehr in den letzten beiden Dezennien ein bemerkbarer Wohlstand herrscht, repräsentieren sich gar sauber und vornehm. Die Pfarrkirche, deren Turm aus dichten Baumkronen hervorschaut, weist eine edle Architektur auf. Sie wurde nach dem Brande der alten im Jahr 1632 gebaut. Wie das ganze Salzkammergut gar reich an Sagen ist, so knüpfen sich auch an Traunkirchen solche, die viele Aehnlichkeit mit denjenigen von Hero und Leander haben.

**Das Innere von San Lorenzo in Florenz.** Unter den vielen merkwürdigen und schönen Kirchen von Florenz ist diejenige von San Lorenzo besonders dadurch interessant, daß sie der erste große Kirchenbau der Renaissance-Periode von Brunellesco ist und daß sie die prachtvollen Grabmäler der Medicäer von Michelangelo enthält. Zugleich ist sie eine der ältesten italienischen Kirchen, denn sie steht auf dem Unterbau einer früheren, schon im Jahr 323 erbauten und dem heiligen Lorenz geweihten Kirche, welche baufällig geworden war und an deren Stelle Brunellesco in den Jahren 1425—1448 nach eigenem originellem Plan die gegenwärtige dreischiffige Kirche in T-Form auf Kosten eines Medici erbaute. Jederseits scheiden sieben Säulen, mit Bogen überwölbt, die das Gebälkstück tragen, die Seitenschiffe vom Hauptschiff. In letzterem stehen unter den letzten Säulenöffnungen vor dem Querhause die beiden berühmten Kanzeln mit Bronzereliefs von Donatello. Der Chor schließt rechtwinklig ab und kleinere Kapellen umgeben das Querschiff, während über der Vierung sich eine Kuppel ohne Tambour erhebt. Die ganze Kirche macht einen ebenso freundlichen als imposanten Eindruck, denn ihr Mittelschiff hat eine Länge von 75,56 Meter, bei einer Breite von 32,14 Meter mit Einschluß der Kapellen; der Querbau der Kirche dagegen ist 52,69 Meter lang und 24,79 Meter breit und das ganze Innere reich an künstlerischem Schmuck und hochinteressanten Grabdenkmälern.

O. M.



— „Jockele, do 'guck, an den Zug sind gar zwei Maschinen angespannt!"

— „Mit dem Zug fahrt g'wiß e feine Herrschaft, die nur mit e Paar fahren wollen."

## Allerlei.

Geistreich. „Du, Mama, warum hält denn die Droschke?" — „Wir müssen hier den Brückenzoll bezahlen!" — „Aber wer bezahlt denn den Brückenzoll, wenn die Droschke leer ist?" — „Das weiß ich nicht, lieber Junge, ich bin noch nie in einer leeren Droschke gefahren!" (Flieg. Blätter.)

Bitter. „Da geht Ihr Freund, Kapitän Mascham, der, wie jedermann sagt, so angenehm sein soll! Gestern abend bei Robinsons war er mein Tischherr; aber er kehrte mir fast den ganzen Abend hindurch den Rücken zu und sprach kein Wort mit mir." — „Vielleicht saß an seiner andern Seite eine hübsche Dame."

— Als Beinon die königliche Bibliothekarstelle, welche in seiner Familie seit langer Zeit erblich war, antrat, sagte der Minister Graf von Argenson zu ihm: „Vetter, da haben Sie nun eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen." St.

Das ist ein schwerer Bissen Brot. Zu den Strafen, die längst abgekommen sind, gehört auch das Tragen der sogenannten Schandsteine. Mit dieser Strafart wurden besonders zänkische Weiber dem Hohn und dem Gelächter der Menge auf offenem Markte preisgegeben. In Hamburg hieß der Schandstein der „Ehrlose Block". In Bautzen hatte der Schandstein die Form einer Flasche, die an einem eisernen Kettengeschmeide um den Hals der zu Bestrafenden gehängt ward. Von den letzteren sagte man deshalb scherzweise, daß sie „aus des Büttels Flasche tränken". Die Schandsteine hingen dort über dem Pranger, ebenso in Leipzig. Man nannte den lästigen Schmuck auch „Klappersteine". In einigen Städten bestand der Schandstein aus einem Halseisen, an welchem ein runder oder brotförmiger Stein hing. Von letzterem schreibt sich das Sprichwort „Ein schwerer Bissen Brot" her. Nachdem die Strafe nicht mehr üblich war, ging auch die Bedeutung der Redensart verloren. Gr.

Der unglückliche Neffe. A.: „Du siehst ja so verstört aus, was ist Dir denn passiert?" — B.: „Denk Dir doch, meine alte reiche Tante ist gestorben und hat mir auch nicht einen Pfennig hinterlassen!" — A.: „Tröste Dich, alter Junge, da ist nichts zu machen, denn das ist ein Erbübel!" (Dorfbarbier.)

Richtig bemerkt. Dichter: „Ha, welche Kleinigkeit das Dichten! Ich schüttle die Verse aus dem Aermel." — Kritiker: „Aermlich sind sie genug."

Ludwig Caracci, das Haupt der überkorrekten Eklektiker, ärgerte sich tot, weil er erst nach dem Abbrechen des Gerüstes bemerkte, daß an seinem Engel des Gewandes Falten nicht zur Bewegung der Füße paßten. St.

Ein Ehrendenkmal. Der Schriftsteller Augustin Lerchheimer von Steinfelden (eigentlich Hermann Witekind oder Wilcken, Professor zu Heidelberg), teilt mit dem rheinländischen Arzte Wierius oder Weyer den Ruhm, zuerst die Hexenprozesse öffentlich bekämpft zu haben. Lerchheimer's Schrift erschien im Jahre 1585 und wird nun im Verlage Heitz in Straßburg in einer neuen Auflage veröffentlicht. Der Heidelberger Gelehrte erklärt wohlweislich auf dem Titelblatt, sein „Christlich bedenken" sei nur an vernünftige, redliche, bescheidene Leute gerichtet. Es war damals lebensgefährlich, den Hexenrichtern und ihrem kannibalischen Verfahren entgegen zu treten. Zu den besten Erzählungen aus den Akten der Hexenprozesse gehört das Buch, welches Oeser unter dem Titel „Die Schreckensjahre zu Lindheim" im Verlage von Gundert in Stuttgart veröffentlicht hat. S.

Der schwarze Stein zu Mekka. In dem „Kaaba" zu Mekka (Muhamed's Bethaus, ein kleines, steinernes Gebäude inmitten der Moschee) befindet sich in einer Ecke eingemauert ein schwarzer Stein, den alle Muhamedaner, die nach Mekka wallfahrten, ehrfurchtsvoll, wie ein Heiligtum, mit der Stirn berühren und dann küssen. Dieser berühmteste und verehrteste Stein der Erde ist ein Meteorstein (Arnolith), und gilt schon lange vor dem Auftreten Muhamed's als Religionsstifter (615) für heilig bei den heidnischen Arabern. Nach arabischen Legenden stammt der heilige Stein aus dem Paradiese, und war ursprünglich dort ein Engel, der Adam zu bewachen hatte. Als dieser indessen trotzdem den Sündenfall beging, wurde sein nicht wachsamer Schutzengel zur Strafe in einen schwarzen Stein verwandelt, welchen der Engel Gabriel dann zum Aufbau des Hauses, das Abraham zur Ehre Gottes errichtete, diesem übergeben. — Ferner erzählt die Legende, daß am Tag der Auferstehung der heilige schwarze Stein zu Mekka wieder in den Engel umgeschaffen werde, um als Zeuge für die frommen Pilger aufzutreten, die nach Mekka die Wallfahrt angetreten. N.

### Charade.

Die ersten Beiden spenden Segen,
Zumal an heißen Sommertagen,
Drum muß man ihnen Wert beilegen,
Wenn Mensch und Tier vor Hitze klagen.
Die letzten findest bei Wilden du,
Tod kann es senden in einem Nu;
Auch wird es sich in den Büchern zeigen,
Und Töne muß es selbst erzeugen.
Oft zeigt bei eins und zwei das Ganze
Sich in dem herrlichsten Farbenglanze.

### Homonym.

Einem gar stolzen Tier
Gereiche ich zur Zier.
Bei mancherlei Maschinen
Muß jederzeit ich dienen.
Aus Holz und aus Metall gemacht
Hab einst den Tod ich oft gebracht.

### Bilderrätsel.




### Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogryphs: Oldenburg, London, Dornburg, Erdbeben, Norden, Bernburg, Urne, Reno, Gold; des Logogryphs: Stirn—Stern.



Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.